

# Deutsche Lieder? Die romantische Gegenwart des Mittelalters

Jens Schneider

► **To cite this version:**

Jens Schneider. Deutsche Lieder? Die romantische Gegenwart des Mittelalters. Vergangenheit und Vergegenwärtigung, May 2005, Vienne, Austria. pp.143-156. hal-01920997

**HAL Id: hal-01920997**

**<https://hal-upec-upem.archives-ouvertes.fr/hal-01920997>**

Submitted on 5 Dec 2018

**HAL** is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.

JENS SCHNEIDER

## Deutsche Lieder? Die romantische Gegenwart des Mittelalters<sup>1</sup>

Vergegenwärtigung des Mittelalters kann auf verschiedene Weisen stattfinden: im Bemühen um wissenschaftliche Erkenntnis; imitierend oder parodierend, etwa in der literarischen und musikalischen Rezeption; auf der Suche nach Negativ-/Positivindikatoren oder *markers* von Identität in der eigenen Vergangenheit. Dies Letztere kann zu einer rückwärtsgewandten Idealisierung führen oder auch zur Instrumentalisierung, die Ansprüche der Gegenwart mit Argumenten aus der Vergangenheit rechtfertigt.

Was ist vor diesem Hintergrund ein deutsches Lied? Für das Mittelalter sind wir gut unterrichtet: Die Debatte um ‚deutsch‘ und ‚theodiscus‘ scheint sprachwissenschaftlich abgeschlossen,<sup>2</sup> und auch die Frage nach dem Beginn eines Deutschen Reichs ist, wenn nicht ausdiskutiert, so doch zur Ruhe gekommen; ohne klares Ergebnis zwar, aber doch vielleicht mit einer unausgesprochenen *Communis Opinio*, dass man dabei an das 11. Jahrhundert denkt.<sup>3</sup> Das deutsche Frühmittelalter ist damit, je nach Periodisierungsmodell, nur am Rande überhaupt ein deutsches, sodass man, mit einem vergleichenden Blick über die ideologisch verminte „Westgrenze“, über die Herausbildung eines Deutschlands aus den „Deutschländern“<sup>4</sup> als Periodisierungsmerkmal nachdenken könnte.

Aber was ist deutsch an einem Lied? Denn dass allein die Sprache es zufällig als deutsch ausweist, ist vor dem Hintergrund der patriotisch aufgeladenen Gesangskultur, die die Genese des neuzeitlichen Deutschen Reichs im 19. Jahrhundert begleitet, natürlich undenkbar. Das Panorama reicht vom Franzosenhass in den sogenannten Befreiungskriegen über romantisches Beschwören deutscher Vergangenheit, politische Appelle des Vormärz bis zum Rückzug in eine entaktualisierte oder ambitionslose Überlegenheit alles Deutschen nach der Reichsgründung als Kriegsfolge; es reicht von der Brechung der romantischen und revolutionären Euphorie über die Resignation nach 1848 bis zur totalitären Order „Wir singen unsere Lieder!“, die Deutschland- und Horst-Wessel-Lied einleitete.

Das Mittelalterbild in diesen Texten zu untersuchen, ist Gegenstand der Literaturwissenschaft; Lieder, Gedichte und Briefe als Quellen für ein deutsches Selbstverständnis zu analysieren, Aufgabe einer Gesellschaftsgeschichte der Moderne.<sup>5</sup> Der Mediävist kann fragen, wie die Aneignung des Mittelalters geschah,

<sup>1</sup> Diesen Beitrag möchte ich Herrn Professor Jarnut zu seinem 65. Geburtstag widmen.

Der Text gibt meinen Vortrag auf der Tagung in Wien am 3. 5. 2005 wieder. Für Beistand aus der Philologie und der Neuesten Geschichte danke ich den Herren Professoren Ernst Hellgardt, München, und Dietmar Klenke, Paderborn.

<sup>2</sup> Thomas Klein, Zum Alter des Wortes ‚deutsch‘, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 24 (1994) 12–25; ders., Althochdeutsch *diutisc* und die Adjektive auf *-isk* im Alt- und Mittelhochdeutschen, in: *Studien zum Altgermanischen*, ed. Heiko Uecker (Berlin/New York 1994) 381–410; zuletzt Wolfgang Haubrichs, *Theodiscus*, Deutsch und Germanisch – drei Ethnonyme, drei Forschungsbegriffe. Zur Frage der Instrumentalisierung und Wertbesetzung deutscher Sprach- und Volksbezeichnungen, in: *Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch“*, ed. Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer et al. (RGA Erg. Bd. 34, Berlin/New York 2004) 199–227. Siehe Wolfgang Haubrichs/Herwig Wolfram, ‚theodiscus‘, in: RGA 2. Aufl. 30 (2005) 421–433.

<sup>3</sup> Heinrich Sproemberg, La naissance d’un Etat allemand au Moyen-Age, in: *Le Moyen Age* 64 (1958) 213–248; Carlrichard Brühl, Deutschland – Frankreich. Die Geburt zweier Völker (Köln/Wien 2<sup>1995</sup>); Bernd Schneidmüller, Reich – Volk – Nation: Die Entstehung des deutschen Reiches und der deutschen Nation im Mittelalter, in: *Mittelalterliche nationes – neuzeitliche Nationen*, ed. Almut Bues/Rex Rexheuser (Wiesbaden 1995) 73–101; Beiträge zur mittelalterlichen Reichs- und Nationsbildung in Deutschland und Frankreich, ed. Carlrichard Brühl/Bernd Schneidmüller (München 1997); Hermann Jakobs, Theodisk im Frankenreich (Heidelberg 1998). Zuletzt Jörg Jarnut, Die Entstehung des mittelalterlichen deutschen Reiches als Forschungsproblem, in: *Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch“*, ed. Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer et al. (RGA Erg. Bd. 34, Berlin/New York 2004) 255–263 und Dieter Geuenich, Karl der Große, Ludwig „der Deutsche“ und die Entstehung eines deutschen Gemeinschaftsbewusstseins, *ibid.* 185–197.

<sup>4</sup> Die Unterscheidung zwischen einem Deutschland und mehreren „Deutschländern“ hat Herwig Wolfram auf der Tagung formuliert.

<sup>5</sup> Mittelalter-Rezeption, ed. Irene von Burg/Jürgen Kühnel/Ulrich Müller et al. (*Göppinger Arbeiten zur Germanistik* 550, Göppingen 1979); *Die Zeit der Staufer. Geschichte – Kunst – Kultur*, Ausst.-Kat. 3 (Stuttgart 1977); Heinz-Dieter Heimann, Mittelalter als

welche Rolle seine Quellen dabei spielten und was aus dem Umgang mit ihnen zum Verhältnis von Literatur und Patriotismus geschlossen werden kann. Dabei soll mit Lucien Febvres Forderung „tous les textes“<sup>6</sup> eine interdisziplinäre Komponente eingebracht und die Wiederentdeckung der volkssprachigen Texte des frühen Mittelalters untersucht werden.

Die Zeit der Pioniere der deutschen Philologie, allen voran Jacob und Wilhelm Grimm, wird gemeinhin als Romantik bezeichnet. Natürlich ist eine solche Epochenchiffre fragwürdig, und insofern mag es etwas leichtfertig erscheinen, von der „romantischen Gegenwart des Mittelalters“ sprechen zu wollen. „Aber Romantik: das ist ja nicht nur Brunnenrauschen und Posthornklang.“<sup>7</sup> Und um die Frage, ob die Grimms, Uhland, Graff, Wackernagel, Hoffmann von Fallersleben, Lachmann oder Simrock Romantiker waren, soll es hier gar nicht gehen. Es geht um das, was ich etwas widerwillig Zeitgeist nenne: Aufbruch, Bewegung, Imperfektion, Unendlichkeit und natürlich: Poesie und Sentiment. Mit Uhland: „Dies mystische Erscheinen unsres tiefsten Gemütes im Bilde, dies Hervortreten der Weltgeister, diese Menschwerdung des Göttlichen, mit einem Worte: dies Ahnen des Unendlichen in den Anschauungen ist das Romantische.“<sup>8</sup> „Die romantische Poesie ist“, wie der wohl wichtigste Theoretiker der Romantik, Friedrich Schlegel, in einem berühmten Text definiert hat, „eine progressive Universalpoesie. ... Sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen“.<sup>9</sup> Diesen Anspruch illustrieren neben den Schlegels selbst die Brüder Grimm, Ludwig Uhland oder August Heinrich Hoffmann, der sich von Fallersleben nannte und von dem noch zu sprechen sein wird; sie waren Dichter und zugleich wissenschaftlich oder politisch tätig, als Bibliothekare, Professoren oder Abgeordnete. Die großen Sammelwerke wie „Des Knaben Wunderhorn“, die „Kinder- und Hausmärchen“, das Deutsche Wörterbuch oder die ersten Lesebücher mit historischen Texten, aber auch die großen Übersetzungen etwa von Shakespeare oder Dante sind ihnen zu verdanken.<sup>10</sup> Sie sind, mit einigen anderen, die Begründer der deutschen Philologie und haben, analog zu den großen Projekten der Historiker<sup>11</sup> den *sanctus amor patriae* in kritischen Editionen volkssprachiger Texte materialisiert.

Dass die Grenze zwischen strengem Dokumentieren des Gesammelten, Nachdichten und eigenem Dichten schwer zu ziehen ist, wissen wir heute. Vielfach diente die Überlieferung als Inspiration, sei es die mündliche, in einer Art Feldforschung gewonnene, sei es die schriftliche der Bibliotheken und Archive. Der romantische Blick auf das Mittelalter äußerte sich neben ungezählten Gedichten etwa in historischen Dramen. Beispiel Uhland: vier hat er veröffentlicht, weitere 20 Dramen oder Dramenfragmente fanden sich in seinem Nachlass. In seine (kurze) Zeit als Professor in Tübingen fällt auch die große Studie zu Walther von der Vogelweide, auf die alle Waltherforschung von Karl Lachmann bis heute sich bezieht. Walther scheint einer der beliebtesten Gegenstände der Mittelalterrezeption gewesen zu sein; mit Worten wie *ich hân lande vil gesehen* bot er sich

„neue“ Zeit um 1800. Zukunftserwartungen, Geschichtsdenken und Kulturpflege angesichts zerstörter Welten, in: Europa und die Welt in der Geschichte. FS zum 60. Geburtstag von Dieter Berg, ed. Raphaela Averkorn/Winfried Eberhard/Reimund Haas et al. (Bochum 2004) 15–27; Heinrich August Winkler, Der lange Weg nach Westen 1 (München 2000); Dietmar Klenke, Der singende „deutsche Mann“. Gesangvereine und deutsches Nationalbewußtsein von Napoleon bis Hitler (Münster et al. 1998); Deutsche Erinnerungsorte, 3 Bde., ed. Etienne François/Hagen Schulze (München 2001).

<sup>6</sup> Lucien Febvre, *Combats pour l'histoire* (Paris 1992) 13.

<sup>7</sup> Ludwig Rohner, Die Brüder Grimm, in: *Unicornis* 2, 2 (1982) 34–44, Zitat 43.

<sup>8</sup> Ludwig Uhland, Über das Romantische (ed. Hartmut Fröschle/Walter Scheffler, Werke 1, München 1980) 399.

<sup>9</sup> Friedrich Schlegel im 116. Athenäums-Fragment (ed. Ernst Behler, Kritische Ausgabe I.2, Paderborn et al. 1967) 182.

<sup>10</sup> Zu den Grimms: Die Grimms und die Simrocks in Briefen. 1830 bis 1864 (ed. Walther Ottendorff-Simrock, Bonn 1966); Rohner, Brüder Grimm; Maria Tatar, Grimms Märchen, in: Deutsche Erinnerungsorte 1, 275–289. – Übersetzt wurden etwa Shakespeare und Dante durch August Wilhelm Schlegel, Cervantes durch Ludwig Tieck.

<sup>11</sup> Rudolf von Raumer, Friedrich Carl von Savigny, Georg Heinrich Pertz, Friedrich Christoph Dahlmann, Johann Friedrich Boehmer, Jules Michelet, Augustin Thierry, Numa-Denis Fustel de Coulanges. Dazu Gerhard Schmitz, Zur Entstehungsgeschichte der *Monumenta Germaniae Historica*, in: Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch“, ed. Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer et al. (RGA Erg. Bd. 34, Berlin/New York 2004) 503–522; Wolfgang Ernst, Im Namen von Geschichte. Sammeln – Speichern – Erzählen. Infrastrukturelle Konfigurationen des deutschen Gedächtnisses (München 2003) 91–189; Georges Duby/Guy Lardreau, Geschichte und Geschichtswissenschaft. Dialoge (Frankfurt a. M. 1982) 83–90. Vgl. die Beiträge von Mayke de Jong und Agnès Graceffa in diesem Band.

gerade dem Lebensgefühl der Romantik zur Identifikation mit der Vergangenheit an. Sehr verbreitet müssen auch diese, im gleichen Kontext überlieferten Verse gewesen sein:<sup>12</sup>

*Von der Elbe unz an den Rîn  
her wider unz an der Unger lant,  
dâ mügen wol die besten sîn,  
die ich in der welte hân erkant.  
Kan ich rehte schowen  
guot gelâz und lîp,  
sem mir gôt, sô swüer ich wol, daz hie diu wîp  
bezzet sint, danne ander frowen.*

Die mediävistische Literaturwissenschaft hat bald herausgefunden, welche noch viel bekannteren Verse sich darauf beziehen: das Lied der Deutschen oder Deutschlandlied<sup>13</sup>, das Hoffmann während eines seiner Helgolandaufenthalte offenbar eher nebenbei niederschrieb, das ihm aber einen unerwarteten Erfolg verschaffte.

Hoffmann von Fallersleben war sicher einer der einflussreichsten ‚Dichter und Sammler‘.<sup>14</sup> Aus seiner Feder sind heute noch zahlreiche Lieder bekannt; ich nenne nur so viele Beispiele, wie man an einer Hand abzählen kann: „Alle Vögel sind schon da“; „Ein Männlein steht im Walde“; „Kuckuck, Kuckuck, rufts aus dem Wald“; „Morgen kommt der Weihnachtsmann“; „Winter ade, scheiden tut weh“. Peter Rühmkorf hat Hoffmann mit Dr. Jekyll und Mr. Hyde verglichen:<sup>15</sup> auf der einen Seite sein Sammeln und Entdecken und die beträchtlichen Publikationen, wie immer man zu deren philologischer Qualität stehen mag, auf der anderen Seite zum Beispiel die „Unpolitischen Lieder“, die ihn 1842 sein Breslauer Ordinariat kosteten.<sup>16</sup> Mal zeichnete er als Dr. Heinrich Hoffmann, mal als Hoffmann von Fallersleben. Beide Titel sind aus heutiger Sicht etwas unorthodox: den akademischen hat ihm die Universität Leiden *honoris causa* verliehen, postalisch wie es scheint, seinen Geburtsort hat er sich selbst angehängt, möglicherweise tatsächlich mittelalterliche Namensformen imitierend. Der Professorentitel dagegen war preußisch: Von seiner ersten festen Stellung aus, der eines Kustos an der Bibliothek der 1811 mit Frankfurt an der Oder in Breslau vereinigten Schlesischen Universität, wurde er 1829 nach mehrfachen Eingaben und den Bemühungen Berliner Förderer zum außerordentlichen Professor in Breslau berufen, 1835 durfte er nach ähnlichen Mechanismen den Zusatz *designatus* streichen. Nach seiner Entlassung sieben Jahre später wollte das Ministerium ihm auch den Titel entziehen, den er aber mitunter weiter genutzt hat. Nach einer Zeit des Vagierens einschließlich polizeilicher Ausweisungen und sicherheitspolizeilicher Beobachtungen, ein napoleonisches Erbe, wie er in seinen Lebenserinnerungen schreibt, landete er nach diversen Stationen am Rhein, in Weimar und anderswo schließlich in Corvey an der Weser. Die ehemals karolingische Klosteranlage, inzwischen barock ersetzt und erweitert, diente dem Herzog von Ratibor als Residenz und Hoffmann betreute dessen Bibliothek. Der Hausherr ist bis heute der Herzog von Ratibor und Fürst zu Corvey und die nicht unbedeutenden Buch- und Handschriftenbestände werden durch die Universität Paderborn betreut und genutzt. Die Grabstätte Hoffmanns im Park kann man leicht übersehen.

Es ist nicht aus angeeignetem Regionalpatriotismus, weshalb ich so ausführlich auf Hoffmann eingehe. Bei aller Selbststilisierung war er einer der begabtesten Entdecker mittelalterlicher Texte. Seit seiner Begegnung als 20jähriger mit den Brüdern Grimm in Kassel betrachtet er sich als Schüler Jacob Grimms und widmet sich der Erforschung deutscher Überlieferung im weitesten Sinne. Später unternimmt er ausgedehnte Forschungsreisen, deren Erträge er unter sprechenden Titeln wie Fundgruben oder Findlinge veröffentlicht. Uns interessiert Hoffmann als Entdecker zweier prominenter Textzeugen aus dem 9. und 10. Jahrhundert, an deren

<sup>12</sup> Beides aus dem sogenannten Preislied: Walther von der Vogelweide: Leich, Lieder, Sangsprüche (ed. Christoph Cormeau, Berlin/New York 1996) 32, 3 und 32, 4; nach alter Zählung 56, 30 und 56, 38–57, 7.

<sup>13</sup> Hoffmann von Fallersleben, Auswahl in drei Teilen, 1: Lyrische Gedichte (ed. Augusta Weldler-Steinberg, Berlin et al. 1912) 274f. Eindeutige Walther-Rezeption erweisen die Schwerpunkte der ersten beiden Strophen: die geographische Beschreibungsformel, das „über alles in der Welt“, das Lob der deutschen Frauen.

<sup>14</sup> Zur Person: Hoffmann, Auswahl 3: Mein Leben; Hans-Joachim Behr, Eilige Philologie. Hoffmann von Fallersleben als Editor mittelalterlicher Texte, in: August Heinrich Hoffmann von Fallersleben 1798–1998, ed. Hans-Joachim Behr/Herbert Blume/Eberhard Rohse (Bielefeld 1999) 169–181; Horst Brunner, Hoffmann von Fallersleben und Walther von der Vogelweide, *ibid.* 225–238 sowie weitere Beiträge *ibid.*

<sup>15</sup> Peter Rühmkorf, „Das Lied der Deutschen“ (Göttingen 2001) 9.

<sup>16</sup> Vgl. Behr, Philologie; Unpolitische Lieder in: Hoffmann, Auswahl 2, 11–84.

Beispiel ich die Aneignung des Frühmittelalters nachzeichnen möchte: Die Bonner Otfrid-Fragmente und die einzige Überlieferung des Ludwigslieds.

Weißenburg ist einer der bedeutenderen Schreiborte der Karolingerzeit. Das Kloster wurde gegen 630 gegründet und liegt im Elsaß, fast auf der Landesgrenze zur Pfalz, auch wenn es in historischer Perspektive als dem Speyergau und der Diözese Speyer zugehörig eingeordnet werden muss, wie Wolfgang Haubrichs jüngst in der neuen Otfrid-Edition richtig stellte. Seit Wilhelm Levison geht die Forschung davon aus, dass es 843 zum Ostreich kam, ohne dass mehr als Indizien dafür sprächen. Der Urkundenbestand des Klosters ist der Forschung als wichtige Quelle für die Merowingerzeit bekannt.<sup>17</sup>

Um die Mitte des 9. Jahrhunderts beginnt der Leiter des Skriptoriums und *magister scholae*, Otfrid, die Arbeit an einer interpretierenden und kommentierenden Evangelienharmonie. Das besondere daran: er schreibt – oder besser: diktiert – sie nicht auf Latein, sondern Altfränkisch, seiner Muttersprache. Das geschieht, wie wir getrost annehmen dürfen, im Auftrag des Königs im östlichen Regnum, Ludwigs ‚des Deutschen‘. Über Otfrid, seine Tätigkeit im Weißenburger Skriptorium sowie die Begleitumstände seines größten Werks sind wir recht gut informiert.<sup>18</sup> Vieles lässt sich seinen vier Widmungen entnehmen, die als Begleitschreiben an die jeweiligen Empfänger gesehen worden sind, in mindestens zwei Fällen aber auch als eigenständige Texte. Hier ist insbesondere das berühmte Widmungsgedicht Otfrids an Ludwig ‚den Deutschen‘ zu nennen, das so beginnt:

*Lúdouuig ther snéllo . thes uuísdumes fólló.  
er óstarrichi rihtit ál . so fránkono kúning scal.*

„Ludwig, kühn und von Weisheit erfüllt,  
er regiert das Ostreich ganz so, wie es sich für einen König der Franken ziemt.“<sup>19</sup>

Die 96 Verse folgen allen gestalterischen und stilistischen Regeln der Kunst. Dieser Widmungstext ist ein angemessener Panegyricus und darf durchaus als eigenes Lied betrachtet werden. Eine andere Widmung, an Bischof Liutbert von Mainz, behandelt auf einer theoretischen Ebene, warum Otfrid die Volkssprache gewählt hat und welche Probleme ihm bei diesem wahrhaft innovativen Unternehmen begegneten.

*Dum rerum quondam sonus inutilium pulsaret aures quorundam probatissimorum uirorum eorumque sanctitatem laicorum cantus inquietaret obscenus, a quibusdam memoriae dignis fratribus rogatus, ... partem euangeliorum eis theotisce conscriberem, ut aliquantulum huius cantus lectionis ludum saecularium uocum deleteret, et in euangeliorum propria lingua occupati dulcedine, sonum inutilium rerum nouerint declinare.*

„Als einst der Vortrag von nichtsnutzigem Zeug die Ohren vortrefflicher Männer beleidigte und das anstößige Gesänge der Laien sie in ihrer frommen Gesinnung beunruhigte, bin ich von einigen Mitbrüdern, die verdienen, daß man ihrer gedenkt ... gebeten worden, ihnen eine volkssprachliche Evangelienharmonie zu schreiben, auf daß der Vortrag dieses (heiligen) Textes ein wenig die Unterhaltung durch weltliche Lieder zurückdränge und die Menschen, gefesselt von der Süße der Evangelien in der Muttersprache, lernten, sich von Gesängen nichtsnutzigen Inhalts abzuwenden.“<sup>20</sup>

Als Motivation erscheint hier der aus vielen Quellen bekannte Wunsch, die verbreiteten *cantus obscenus* durch angemessenere Weisen zu verdrängen. Dies gestattet es, Otfrids Bibeldichtung zumindest in Teilen als

<sup>17</sup> Traditiones Wizenburgenses. Die Urkunden des Klosters Weißenburg 661–864 (ed. Karl Glöckner/Anton Doll, Arbeiten der Hist. Kommission Darmstadt, Darmstadt 1979). Jüngste Auswertung durch Sylvie Joye, Les femmes et la maîtrise de l'espace au haut Moyen Age, in: Les élites et leurs espaces. Mobilité, rayonnement, domination (du VIe au XIe siècle), ed. Philippe Depreux/François Bougard/Régine Le Jan (Haut Moyen Age 5, Turnhout 2007) 189–206.

<sup>18</sup> Zahlreiche Untersuchungen von Wolfgang Haubrichs, zusammenfassend: ders., Die Anfänge: Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter (Tübingen 21995) 260–272, 292–312; zuletzt ders., Ludwig der Deutsche und die volkssprachige Literatur, in: Ludwig der Deutsche und seine Zeit, ed. Wilfried Hartmann (Darmstadt 2004) 203–232. Siehe auch Jens Schneider, Historische Anmerkungen zu Otfrid, in: De consolatione philologiae, ed. Anna Grotans/Heinrich Beck/Anton Schwob (Göppingen 2000) 342–358. Zu Otfrids „Hauptwerk“ Wolfgang Haubrichs, Otfrid von Weißenburg – Umriss eines ‚Lebens‘, in: Otfrid von Weißenburg, Evangelienbuch 1: Edition nach dem Wiener Codex 2687 (ed. Wolfgang Kleiber, Tübingen 2004) I. 2, 3–11; Cinzia Grifoni, Otfridi Wizanburgensis Glossae in Matthaem (Turnhout 2003).

<sup>19</sup> Otfrid, Evangelienbuch, ed. Kleiber I.1, fol. 1r–3r, Zitat fol. 1r. Übersetzung: Gisela Vollmann-Profe, Kommentar zu Otfrids Evangelienbuch 1: Widmungen. Buch I 1–11 (Bonn 1976) 1.

<sup>20</sup> Otfrid, Evangelienbuch, ed. Kleiber I.1, fol. 4r–v; auch in: MGH Epp. 6, 166. Übersetzung: Vollmann-Profe, Kommentar 24.

eine Art missionarische Liedersammlung fürs Volk anzusehen. Damit ist ein weiterer Grund gegeben, unter der Überschrift „Deutsche Lieder“ Otfrids Evangelienbuch zu betrachten.<sup>21</sup>

Der *liber evangeliorum* ist in vier Handschriften überliefert, man geht von vier, vielleicht auch fünf verlorenen Kopien aus.<sup>22</sup> Die älteste und besterhaltene ist die in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien aufbewahrte Handschrift V (2687). In direkter Abhängigkeit zu ihr, noch im Weißenburger Skriptorium unter Otfrids Aufsicht begonnen, ist Codex Palatinus latinus 52, die Handschrift P, heute in Heidelberg. Beide sind bis etwa 1480 in Weißenburg nachzuweisen, wo sie neu gebunden und signiert wurden. Man geht davon aus, dass es die Wiener Handschrift war, die der Humanist Johannes Trithemius in das Martinskloster in Sponheim im Elsaß holte. Jedenfalls gibt er in seinem „Cathalogus illustrium virorum Germaniam suis ingeniis et lucubrationibus omnifariam exornantium“ (1495) ausführlich und begeistert Auskunft über einen frühen deutschen Autor.

1556 oder 1557 ist in der Wiener Hofbibliothek eine Otfrid-Handschrift nachgewiesen, die in der Zwischenzeit aus Weißenburg, wahrscheinlicher aber aus Sponheim oder Würzburg, wo Trithemius zuletzt Abt war, an Kaiser Maximilian geschickt wurde. Sie wird aber erst 1669 durch den Präfekten der Hofbibliothek dazu verwendet, die erste, ein Jahrhundert zuvor durch Matthias Flacius Illyricus präsentierte Otfrid-Edition textkritisch zu ergänzen.<sup>23</sup> Flacius hatte 1571 eine Abschrift publiziert, die Achill Pirmin Gasser, der sich natürlich Gassar(i)us nannte, von der Handschrift P angefertigt hatte.<sup>24</sup> Diese wiederum lag in der Augsburger Bibliothek seines Freundes Ulrich Fugger,<sup>25</sup> bevor der sie der kurfürstlichen Bibliothek in Heidelberg (1623 bis 1816 in Rom) verkaufte. Einiges spricht dafür, dass es nicht die Unfähigkeit des Herausgebers war, wie polemisiert wurde, sondern die Kenntnis eines weiteren Textzeugen, die für die deutlichen Abweichungen zwischen der genannten Abschrift Gassers und der Editio princeps durch Flacius verantwortlich war.<sup>26</sup>

Lange nach Flacius ließ 1708 Dietrich von Stade Teile des Evangelienbuchs erstmals nach der Handschrift V drucken und gab – das war neu – eine lateinische Übersetzung bei. In Straßburg machte Johann Schilters posthum gedruckter „Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum“ die Otfrid-Edition des Flacius wieder zugänglich, ebenfalls mit lateinischer Übersetzung und Kommentar und auf der Basis von Abschriften und Lesartenverzeichnissen mit V und aufs Neue mit P verglichen.<sup>27</sup>

Die Säkularisation brachte den Transfer der dritten heute bekannten Otfrid-Handschrift nach München (cgm 14). Die Handschrift F, gegen 900 in Freising von der Weißenburger Vorlage V abgeschrieben, war dort in der Dombibliothek von Beatus Rhenanus 1530 eher zufällig entdeckt worden. Rhenanus, der wohl als einer

<sup>21</sup> Michael Klaper, Musikhistorische Interpretationen, in: Otfrid, Evangelienbuch, ed. Kleiber I.2, 148–153; zurückhaltender Karin Pivernetz, Otfrid von Weißenburg. Das ‚Evangelienbuch‘ in der Überlieferung der Freisinger Handschrift (Bayerische Staatsbibliothek München, cgm. 14). Edition und Untersuchungen (Göppingen 2000) 36–38.

<sup>22</sup> Zum Folgenden Ernst Hellgardt, ... *nulli suo tempore secundus*. Zur Otfridrezeption bei Johannes Trithemius und im 16. Jahrhundert, in: Sprache – Literatur – Kultur, ed. Albrecht Greule/Uwe Ruberg (Stuttgart 1989) 355–375; ders., ... *der alten Teutschen spraach und gottsforcht zuerlernen*. Über Voraussetzungen und Ziele der Otfridausgabe des Matthias Flacius Illyricus (Basel 1571), in: Festschrift Walter Haug und Burghart Wachinger 1, ed. Johannes Janota/Paul Sappeler/Frieder Schanze et al. (Tübingen 1992) 267–286; Norbert Kössinger, Zur Geschichte der Wiener Handschrift von ihrer Wiederentdeckung bis zu Graff, in: Otfrid, Evangelienbuch, ed. Kleiber I.2, 13–17.

<sup>23</sup> Petri Lambecii Hamburgensis Commentariorum de Augustissima Bibliotheca Cæsarea Vindobonensi 2 (Wien 1669) nach Kössinger, Wiener Handschrift; jetzt auch ders./Ulrich Bruchhold, Fremde Traditionen. Althochdeutsche Literatur in der frühen Neuzeit, in: Das Mittelalter 9 (2004) 87–102.

<sup>24</sup> Otfridi evangeliorum liber: veterum Germanorum grammaticae, poeseos, theologiae, praeclarum monumentum. Evangelien Buch, in altfrenckischen reimen [...] (Basel 1571) [Editio princeps], nach Hellgardt, Flacius. Die Liutbertswidmung als ersten Otfrid-Text hatte er bereits im Catalogus testium veritatis (Straßburg 1562) 158–160, veröffentlicht.

<sup>25</sup> Überzeugend Hellgardt, Flacius, gegen Rudolf Schützeichel, Codex Pal. lat. 52. Studien zur Heidelberger Otfridhandschrift, zum Kicila-Vers und zum Georgslied (Göttingen 1982).

<sup>26</sup> Hellgardt, Flacius 276f. – Zur Person: „Diesem eingebürgertem Fremdlinge“ wurde immer wieder philologische „Nachlässigkeit“ vorgeworfen. Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur 1 (ed. Heinrich Hoffmann, Breslau 1830) 40; ähnlich auch Peter Lambeck und später Johann Kelle: Hellgardt, Flacius 267 und 272 und Kössinger, Wiener Handschrift. Vgl. Martina Hartmann, Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Kritik an den pseudoisidorischen Dekretalen. Nikolaus von Kues und Heinrich Kalteisen als „Wahrheitszeugen“ bei Matthias Flacius Illyricus und den Magdeburger Centuriatoren, in: Fortschritt durch Fälschungen?, ed. Wilfried Hartmann/Gerhard Schmitz (Hannover 2002) 191–210.

<sup>27</sup> Joannis Schilteri J[uriconsulti] olim Argentoratensis Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum, Ecclesiasticarum, Civilium, Litterarum. Tomus primus [...] (Ulm 1727) [1–29] und 1–400: in diesem Band als erster Beitrag vor Notker, Williram etc. mit neuem Deckblatt 1726 abgedruckt.

der ersten von ‚Mittelalter‘ sprach, machte den Fund als Werk des Freisinger Bischofs Waldo bekannt und veröffentlichte insgesamt 18 Verse aus dem ersten Kapitel (I.1).<sup>28</sup> Da der Freisinger Abschrift mit den Widmungen auch jeder Hinweis auf Otfrid fehlt, erklärt sich die Verwechslung ihres Auftraggebers mit dem Autor durch eine für den Historiker nachvollziehbare Fehldeutung der klassischen Subscriptio *Uualdo episcopus istud euangelium fieri iussit. Ego sigihardus indignus presbyter scripsi*.<sup>29</sup> Beatus zitiert falsch: *In fine enim ascriptum erat, Uualdo me fieri iussit. Sigefridus presbyter scripsi*, weist aber Waldo richtig als Freisinger Bischof nach; die Angabe *Otfridi Monachi* wurde in der Ausgabe von 1610 nachgetragen, um 1693 wieder zu verschwinden.<sup>30</sup> Diese drei Handschriften waren bekannt, der Codex Palatinus war seit der Rückkehr aus Rom im Jahr 1816 auch wieder in Reichweite. Dazu kamen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts einzelne Otfrid-Blätter in Wolfenbüttel und Berlin. Und hier kommt Hoffmann ins Spiel, der als Student von Göttingen an die 1818 neu gegründete Bonner Friedrich-Wilhelms-Universität gegangen war. Dort konnte er als „Bibliotheksassistent“<sup>31</sup> arbeiten und fing begeistert an, nach Altertümern zu suchen. Im November 1820 bringt er „zu den alten Schätzen ... von der Reise noch neue: alte Bücher, Handschriften, Urkunden und Volkslieder und sogar ein in Holz geschnitztes schönes Cruzifix“.<sup>32</sup> Erstes Aufsehen erreichte er mit einem wichtigen Fund<sup>33</sup>:

„Am 8. Januar entdeckte ich in der Bonner Universitätsbibliothek auf dem Innern der Holzdecken, welche den schlechten Papierhandschriften der ‚Summa Theologiae‘ des Thomas de Aquino als Einband dienten, schön geschriebene Pergamentblätter aus Otfrids Evangelienbuche. Meine Freude war grenzenlos: ich lief sofort mit einem Bande zu Welcker [sein aus Göttingen bekannter Professor], zeigte ihm meinen Fund und bat um Erlaubnis, die Blätter abzulösen.“

Die weitere Schilderung verrät bereits etwas über Hoffmanns Selbsteinschätzung. „Die Ablösung wurde leider nicht so ausgeführt, wie sie mir ohne alle chemische Kenntnisse gelungen wäre.“ Weiter heißt es:

„Ich fasste nun den Entschluss, das Ganze herauszugeben. Nachdem ich eine genaue saubere Abschrift angefertigt, die Abweichungen des Schilterschen Textes hinzugefügt und die Vorrede vollendet hatte, sah ich mich nach einem Verleger um.“

Hoffmanns Fund erschien als „Bonner Bruchstücke vom Otfrid“ noch 1821. Seit 1823 ist Hoffmann in Breslau Kustos der Universitätsbibliothek, weitere Veröffentlichungen folgen – Gedichte, „Maikäferiaden“, „Althochdeutsche Glossen“ – und er fahndet weiter nach alten Handschriften. 1827 verbringt er zwei Monate in Wien, wo er Schubert kennenlernt, und besucht anschließend die Klöster Krems, Göttweig und Zwettl. Überall wird er als Kollege gut aufgenommen, nur in Wien geriet er mit Eberhard Gottlieb Graff etwas aneinander. Graff ist in der Hofbibliothek, wie Hoffmann erfahren muss, um seine eigene Otfrid-Ausgabe an der Handschrift zu kollationieren. Dennoch ist Hoffmann bei der Rückkehr nach Breslau mit der „literarischen Ausbeute ... sehr zufrieden“ und hat die „Deutsch-Österreicher lieb gewonnen“.<sup>34</sup> Die Ergebnisse werden im ersten Band der „Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur“ vorgestellt.

Die Fundgruben sind zentraler Baustein der Rezeptionsgeschichte volkssprachiger Literatur, weil hier viele frühe Texte einem breiteren Publikum zugänglich gemacht wurden, und zwar nicht als letztes Glied einer Reihe von Abschriften, sondern wenn möglich aus der Handschrift transkribiert.<sup>35</sup> Außerdem ist dort die Summe

<sup>28</sup> Beati Rhenani Selestadiensis Rerum Germanicarum libri tres. Adjecta est in calce epistola ad D. Philippum Puchaimerum de locis Plinii per St. Aquaeum attactis, ubi mendae quaedam ejusdem autoris emaculantur, antehac non à quoquam animadversae 2 (Basel 1531) 106f; dazu Pivernetz in Otfrid, ed. Pivernetz 2, 38f. Der Mittelalterbegriff im gleichen Jahr: De Rebus Gothorum, Persarum et Vandalorum libri septem, ejusdem graeca quaedam de Justiniani aedificiis una cum alijs m e d i o r u m t e m p o r u m historicis [...] cum praef. Beat. Rhenani (Basel 1531).

<sup>29</sup> Otfrid, ed. Pivernetz 1, fol. 125r Z. 26.

<sup>30</sup> Beati Rhenani Selestadiensis Rerum Germanicarum libri tres. Quibus nunc denuò diligenter revisis & emendatis praemissa est Vita ipsius Beati Rhenani, à Joanne Sturmio eleganter conscripta [...] (Straßburg 1610) 200–202; Beati Rhenani Selestadiensis libri tres Institutionum Rerum Germanicarum nov-antiquarum, historico-geographicarum, juxta primarium Collegii Historici Imperialis Scopum illustratarum [...] (Ulm 1693) 362–364.

<sup>31</sup> Hoffmann, Leben 74f.

<sup>32</sup> Hoffmann, Leben 80.

<sup>33</sup> Die folgenden Zitate: Hoffmann, Leben 82.

<sup>34</sup> Hoffmann, Leben 111.

<sup>35</sup> Darunter Psalm 138, Ludwigs-, Georgs- und Petruslied, Teile aus Notker, im 2. Teil 1837 Merigarto, Genesis und Exodus. Zum Ludwigslied siehe unten; das Georgslied hatte Hoffmann 1824 neu herausgegeben, 1827 Williram von Ebersberg Hoheliedparaphrase nach Breslauer und Leidener Überlieferung veröffentlicht; Entdeckung und Benennung des Merigarto sind eine weitere

von Hoffmanns Überlegungen zu Otfrid publiziert, der nach dem Treffen mit Graff Abstand von einer eigenen Otfrid-Edition nahm. Der Graffsche „Krist“, 1831 erschienen, war in der Tat die erste Ausgabe unter Verwendung aller vier Handschriften.<sup>36</sup> Seit Hoffmanns bis dahin umfangreichsten Fund und seinen dazu angestellten Untersuchungen war bekannt, dass die Fragmente zusammen einer weiteren Otfrid-Handschrift zugehörten. Diese Handschrift wird als Codex discissus bezeichnet, da die Bonner und die später noch in Berlin und Wolfenbüttel aufgetauchten Stücke in Einbänden gefunden wurden, die auf ein Chorherrenstift bei Hildesheim verweisen.<sup>37</sup> Die Bonner Funde lassen sich über die aufgelöste Duisburger Universität und Solinger Privatbesitz dorthin zurückverfolgen. Wie sie aus Fulda, wo die Handschrift im letzten Drittel des 10. Jahrhunderts aus V kopiert wurde, nach Hildesheim kam, ist noch unbekannt.

Soviel zu den heute vorliegenden Textzeugen. Mir geht es dabei um folgenden Akzent: Graff hat eine Otfrid-Ausgabe nach Königsberger Art veröffentlicht, das heißt wie später Lachmann mit „gereinigtem“ Text, der dem Zeugnis und der Gestalt der einzelnen Handschriften einschließlich Marginalien und Neumen kein Gewicht beimisst.<sup>38</sup> Drei große Otfrid-Projekte des 19. Jahrhunderts nach ihm haben eine auch im heutigen Sinne als kritisch zu bezeichnende Ausgabe hergestellt, von denen sich diejenige von Oskar Erdmann durchgesetzt hat.<sup>39</sup> Was ich hier kursorisch über die Überlieferung des Evangelienbuchs erzählt habe, findet sich zum größeren Teil bereits in den zehn Seiten „Ueber Otfrid“ in den Fundgruben, und zwar mit Details, die mitunter von der späteren Forschung nicht mehr wahrgenommen wurden und zu unnötigen Irrtümern führten. Zudem hat Hoffmann, wie leicht zu überprüfen ist, seine Texte nicht normalisiert, sondern folgte der Forderung des verehrten Jacob Grimm nach „Herstellung und Sicherung ihrer ursprünglichen Gestalt“.<sup>40</sup>

Kommen wir noch kurz zum anderen aufsehenerregenden Fund, den Hoffmann getan hat: das Ludwigslied.<sup>41</sup> Der anonyme Text umfasst 59 Zeilen in der Art von Otfrids Bibeldichtung und ist einzig in einer Handschrift des 9. Jahrhunderts überliefert. Über die Herkunft der Handschrift ist wenig bekannt, ihre Überlieferung im Kloster St-Amand, heute unweit der französisch-belgischen Grenze, hat lange dazu geführt, dort auch ihre Entstehung zu vermuten. St-Amand als Schriftheimat haben Bernhard Bischoff und jüngst Françoise Simeray allerdings ausgeschlossen, da die drei Hände von der gut überlieferten Schreibtradition des Klosters zu deutlich abweichen. Man darf eher davon ausgehen, dass die sehr schlicht gebundene Handschrift ein andernorts erbetener Beitrag zum Wiederaufbau der Bibliothek nach den Normanneneinfällen war.<sup>42</sup> Zu diesem Zweck ist die lateinische Übersetzung des Gregor von Nazianz abgeschrieben worden. Auf dem freigebliebenen und zwei ergänzten Blättern wurden, nicht unüblich, drei lateinische Sequenzen, die *Cantilène de Sainte Eulalie* und der *Rithmus teutonicus de pia memoriae Hluduico rege filio Hluduici aequae regis* eingetragen, die letzten beiden von einer Hand. *Sainte Eulalie* ist das älteste literarische Zeugnis des Französischen, mit Michel Banniard protofranzösisch, der altfränkische *Rithmus teutonicus* stellt, mit Otfrid, das älteste Zeugnis für den Endreim in der Volkssprache dar. Über Inhalt und Sprache der beiden Texte will ich hinweggehen, nur soviel:

Pioniertat: Merigarto. Bruchstück eines bisher unbekanntes deutschen Gedichtes aus dem XI. Jahrhundert. Mit einem Facsimile (ed. Hoffmann von Fallersleben, Prag 1834) [Editio princeps].

<sup>36</sup> Krist. Das älteste, von Otfrid im neunten Jahrhundert verfasste, hochdeutsche Gedicht [...] (ed. Eberhard Gottlieb Graff, Königsberg 1831).

<sup>37</sup> Heute Wolfenbüttel 131.1 Extrav.; Bonn, ULB S 499; Krakau, Bibl. Jagiellońska, mgq 504. Zur Hs: Bonner Bruchstücke vom Otfrid nebst anderen deutschen Sprachdenkmalen (ed. H. Hoffmann von Fallersleben, Bonn 1921) III–VIII; Hermann Herbst, Neue Wolfenbütteler Fragmente aus dem Codex Discissus von Otfrids ‚Buch der Evangelien‘, in: Otfrid von Weißenburg, ed. Wolfgang Kleiber (Darmstadt 1978) 52–73 [ED 1936]; Hellgardt, Flacius 273–277.

<sup>38</sup> Kössinger, Wiener Handschrift 16; Otfrid, Evangelienbuch, ed. Kleiber I.2, 18.

<sup>39</sup> Johann Kelle, Otfrids von Weißenburg Evangelienbuch (Regensburg 1856–1881); Paul Piper, Otfrids Evangelienbuch (Paderborn 1878); Oskar Erdmann, Otfrids Evangelienbuch (Halle 1882).

<sup>40</sup> Jacob Grimm, Deutsche Grammatik 1 (1819) (Jacob Grimm und Wilhelm Grimm Werke, ed. Ludwig Erich Schmitt, Abt. 1, 9.1, Hildesheim et al. 1995) [V].

<sup>41</sup> Ausführlich Jens Schneider, Les *Northmanni* en France occidentale au IXe siècle: le chant de Louis, in: *Annales de Normandie* 53 (2003) 291–315; ders., Auf der Suche nach dem verlorenen Reich: Kohärenz und Identität in Lotharingen (im Druck). Vgl. zur Rezeptionsgeschichte Mathias Herweg, Ludwigslied, De Heinrico, Annelied. Die deutschen Zeitdichtungen des frühen Mittelalters im Spiegel ihrer wissenschaftlichen Rezeption und Erforschung (Wiesbaden 2002).

<sup>42</sup> Bernhard Bischoff, Paläographische Fragen deutscher Denkmäler der Karolingerzeit, in: ders., *Mittelalterliche Studien* 3 (Stuttgart 1981) 73–111; Françoise Simeray, La Découverte de la *Cantilène de sainte Eulalie*, in: *La Cantilène de sainte Eulalie*, ed. Marie-Pierre Dion (Lille/Valenciennes 1990) 53–60; Schneider, *Northmanni* 293f.



Der historische Bezug auf einen westfränkischen König, nämlich den Enkel Karls des Kahlen, erlaubt die genaue Datierung der Entstehung des Gedichtes – kurz vor 882 – und auch des Eintrags in die Handschrift – bald nach 882 (Ludwig †).

Die Handschrift lag über die Jahrhunderte in St-Amand und nur der Gregortext scheint benutzt worden zu sein, da er in Verzeichnissen erwähnt wird, während die beiden volkssprachigen Texte mehr oder weniger in Vergessenheit gerieten, die Eulalia mehr, das Ludwigslied weniger. Jean Mabillon, der, hauptsächlich auf Urkundensuche für „De re diplomatica“, die *voyages littéraires* begründete, scheint man die Handschrift mit dem volkssprachigen Lied, dem Rithmus teutonicus, 1672 in St-Amand gleich gezeigt zu haben.<sup>43</sup> Er nahm eine Abschrift, übersah dabei den altfranzösischen Text auf der gleichen Seite, und fuhr weiter. Die Abschrift landete über von Eyben bei Johannes Schilter in Straßburg, den Mabillon auf seiner ‚elsaß-lothringischen‘ Reise im Oktober 1683 kennen gelernt hatte. Schilter war in der Tat interessiert und verlangte eine genauere Kopie. Aus dem erhaltenen Briefwechsel lässt sich erschließen, wieso der erste Druck des Textes 1696 so fehlerhaft war. Schilter bereitete den Text zum Druck vor und bat Mabillon um dringend notwendige Kollation an der Handschrift oder doch einer zuverlässigen Abschrift. Mabillon gab diese Bitte nach Tournai weiter, und sein Ordensbruder dort ging nach St-Amand. Die Handschrift bekam er jedoch nicht zu sehen, da unterdessen, wie er an Mabillon zurückschreibt, ein Gewölbebogen der Bibliothek eingestürzt sei und nun „un grand desordre“ herrsche.<sup>44</sup> Mabillon schreibt wiederum an Schilter, entschuldigt sich für die verspätete Antwort, die aber andere zu verantworten hätten, und erklärt, dass in St-Amand *ex nupero terrae motu* in nächster Zeit die Handschrift nicht einzusehen sei, weshalb er ihm die Unterlagen zurücksende.<sup>45</sup> Daraufhin lässt Schilter die gegebene Textfassung als ‚Siegeslied‘ (επινίκιον) mit denkbar reichem Material und, zum besseren Verständnis, lateinischer Übersetzung drucken.<sup>46</sup> Die Editio princeps wurde im zweiten Band des schon genannten Thesaurus wiederabgedruckt und bildete wohl auch die Textgrundlage für die ersten Übertragungen ins Neuhochdeutsche.<sup>47</sup>

Vermutlich in seiner Bonner Zeit ist Hoffmann darauf aufmerksam geworden, der daraufhin Studien zur Textgeschichte betreibt und in den Fundgruben einen Parallelabdruck vornimmt: links „Urkundlicher Text“ (= Schilter), rechts durch ihn „Hergestellter Text“.<sup>48</sup> Eine weitere Bibliotheksreise führt Hoffmann nach Belgien. Für die flämische Sprache und Identität hatte er sich verschiedentlich interessiert, seinen Studien in dem Bereich verdankte er seine akademischen Titel und von früheren Reisen her hatte er Bekannte in den Niederlanden. Diesmal ist sein Ziel Gent, wo er Jan Frans Willems besucht. Zum weiteren Verlauf Hoffmann selbst<sup>49</sup>:

„Den folgenden Tag (26. September) um 3 Uhr verließ ich Gent, übernachtete in Mechelen und ging über Brüssel nach Valenciennes.

Nach einer langweiligen, schlaflosen Nacht kam ich hier den 28. September gegen Mittag an, halb krank und sehr verdrießlich. Ich fragte sofort nach dem Bibliothekar. ... Jetzt beginne ich hoffnungsvoll mein Suchen. Viele Handschriften stehen zwischen den Büchern. Als ich mit den ersten drei Reihen, den Folianten, fertig bin, machen wir Mittagspause. Gegen 2 Uhr finde ich mich wieder ein und fahre mit dem Durchsehen fort. ... Schon bin ich wieder mit einer Reihe fertig, da bitte ich den Bibliothekar, eine zweite Leiter für sich zu holen und mir die Bücher zu reichen. Schon beim zehnten Buche etwa schreie ich jubelnd auf und schlage meinen Nachbar vor Freuden auf die Schulter, daß er fast das Gleichgewicht verliert: ‚Voilà, Monsieur!‘ Der alte Büffleinband mit den Schriften des Gregorius von

<sup>43</sup> Simeray, *Découverte* 56; Jean-Loup Lemaître, *Les archives lorraines visitées par dom Jean Mabillon et dom Thierry Ruinart en 1696*, in: *Retour aux sources*, ed. Sylvain Gouguenheim/Monique Goulet/Odile Kammerer et al. (Paris 2004) 917–925. Zu Mabillons Reisen Henri Leclercq, *Mabillon 1–2* (Paris 1953–1957). 1: 91–113, 200–233; 2: 607–627, zu Schilter 608.

<sup>44</sup> D. R. De Los an Mabillon, 9. 3. 1693, in: *ΕΠΙΝΙΚΙΟΝ* (Anm. 46) 8.

<sup>45</sup> Mabillon an Schilter, 15. 7. 1693, in: *ΕΠΙΝΙΚΙΟΝ* (Anm. 46) 7: *non certe incuria mea, sed indiligentia eorum*.

<sup>46</sup> *ΕΠΙΝΙΚΙΟΝ Rhythmo Teutonico Ludovico Regi acclamatum, cum Nortmannos anno DCCCLXXXIII vicisset. Ex codice ms. monasterii Elnonensis sive S. Amandi in Belgio, Domnum Johannem Mabillon, presbyterum ac monachum ordinis S. Benedicti e congregatione S. Mauri descriptum, interpretatione latina & commentatione historica illustravit Jo[hannes] Schilter (Straßburg 1696)*. Die Kommentare und Vergleichstellen sind auch für den heutigen Benutzer noch von Interesse.

<sup>47</sup> *Editio secunda: Joannis Schilteri J[urisconsulti] olim Argentoratensis Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum, Ecclesiasticarum, Civilium, Literariarum. Tomus secundus [...] (Ulm 1727) 1–19*. Zu den Übersetzungen (von Gemmingen, Herder, Bodmer) siehe Herweg, *Ludwigslied* 61–64.

<sup>48</sup> Hoffmann, *Fundgruben* 1, 4–9; seine Korrekturen nach Bernhard Joseph Docen und Karl Lachmann.

<sup>49</sup> Hoffmann, *Leben* 161f.

Nazianz hatte mich nicht betrogen. Auf der Rückseite des 141. Blattes steht das Ludwigslied, und wie bin ich erstaunt, zugleich das älteste romanische Gedicht, ein Lobgesang auf die heilige Eulalia, bisher völlig unbekannt. Ich nahm mir sofort Abschrift und stellte wiederholt Vergleichen an. Meine Freude war groß: wie ein Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht zog ich triumphierend in meinen Gasthof ein. Ich vergaß alle Plagen meines heftigen Schnupfens und die Kälte meines Zimmers mit dem roten Backsteinstrich. Ich gab die Weiterreise nach Frankreich hinein völlig auf; denn einen bedeutenderen Fund glaubte ich doch nicht machen zu können. ... Willems ... freute sich sehr meines Doppelfundes und hatte bereits alles eingeleitet, daß sofort der Druck begonnen werden konnte.“

Die erste an der Handschrift kollationierte Edition erschien noch 1837 in Gent unter dem Titel „Elnonensia. Monuments des langues romane et tudesque dans le IX<sup>e</sup> siècle, contenus dans un manuscrit de l'abbaye de St-Amand, conservé à la Bibliothèque Publique de Valenciennes, publiés par Hoffmann de Fallersleben, avec une traduction et des remarques par J. F. Willems“. Hoffmann stellt darin auf zwei Seiten die gesamte Handschrift vor und weist für die drei von ihm edierten Texte seine Konjekturen nach, von denen im Falle des Ludwigslieds eine der Worttrennung gilt und nur eine als echte Ergänzung anzusehen und späterhin von der Forschung übernommen worden ist. Er greift sonst nicht in die Worttrennung ein und unterscheidet zwischen s- und | -Schreibung. In zwei Fällen transkribiert er unsicheres *o* mit *a*, in einem Fall ist ihm ein eindeutiger Lesefehler unterlaufen.<sup>50</sup>

Ob Hoffmann diese Handschrift bewusst gesucht hatte? Der Codex aus St-Amand war in die Unterpräfektur des Départements übernommen worden, wo er heute noch liegt.<sup>51</sup> Die spätere Vermutung, dies sei 1791 geschehen, hat aus naheliegenden Gründen einiges für sich, muss aber Spekulation bleiben.<sup>52</sup> Hoffmann hätte allenfalls darauf schließen können, dass Bestände aus St-Amand im Zuge der Revolution in die Bibliothek der zuständigen Sous-préfecture gelangt sind.

Jakob Grimm hat sich im Rahmen seiner und seines Bruders Forschungen zu Sagen und Liedern mit dem Rithmus teutonicus beschäftigt und mit Selbstverständlichkeit die Bezeichnung Ludwigslied geprägt.<sup>53</sup> Der Text fand zuerst durch den befreundeten Wilhelm Wackernagel als Ludwigsleich in die Lesebücher und wird bis heute mit geringfügigen Korrekturen an der Textfassung von 1837 benutzt.<sup>54</sup> Auch hier kann festgehalten werden: schon im knappen Kommentar in den Fundgruben hat Hoffmann alle Informationen zusammengestellt, in den Elnonensia bietet er eine ordentliche Transkription mit Kommentar sowie französischer und niederländischer Übersetzung durch seinen Freund und Herausgeber Willems.

An zwei Beispielen habe ich zu zeigen versucht, wie die Aneignung des Frühmittelalters ganz konkret verlaufen kann. Als Textwissenschaftler wissen wir heute Bescheid über die performativen Aspekte bei der Aneignung von Geschriebenem: Jede zeitgenössische und moderne Rezeption eines Textes generiert einen eigenen Text. Bezogen auf Vergewärtigung als kulturwissenschaftlichen und theologischen Terminus technicus heißt das, dass wir die immer neuen Phasen der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit als verschiedene Aktualitäten wahrnehmen müssen. Ist unsere Perspektive dabei weniger der Einzelne als die Gesellschaft und ihre kollektiven Vorstellungen (*représentations collectives*), seit Bloch, Febvre und Braudel eine Aufgabe des Historikers, dann ist uns auch bewusst, dass jede Gesellschaft in der Zeit, jede Generation, ihre eigene Vorgeschichte schafft. Das alles ist nicht neu; ich thematisiere es deshalb, um aus dem Blickwinkel herauszukommen, im Zeitalter der Romantik – Schlagworte MGH, Brüder Grimm – sei die Erfassung der Vergangenheit fortschrittlicher (!) als zuvor, habe aber eben erst die Ansätze für unsere heutige exaktere Wissenschaft gezeigt.

<sup>50</sup> Text 7f. Konjekturen (Nachweis S. 4): *Spilod unther* für *Spilodun ther* (v. 49), *fianton* für *fian* (v. 53). Abweichungen: *Stual* für *Stuol* (v. 6), *gisellion* für *giselleon* (v. 32), *Iah* für *Ioh* (v. 56). – ‚Elnonensia‘ verweist auf den ursprünglichen Namen des Klosters nach dem nahebei in die Scarpe einmündenden Flusslauf Eln.

<sup>51</sup> Valenciennes, Bibliothèque multimédia, Ms. 150, fol. 141v–143r.

<sup>52</sup> Die kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler (ed. Elias von Steinmeyer, Berlin 1916) 87; die Angabe wurde von Gerhard Köbler, Sammlung kleinerer althochdeutscher Sprachdenkmäler (Gießen 1988) 244 kritiklos übernommen (Brief vom 19. 2. 1997).

<sup>53</sup> Jacob Grimm, Über das Ludwigslied, in: *Germania* 1 (1856) 233–235.

<sup>54</sup> Wilhelm Wackernagel, *Altdeutsches Lesebuch = Deutsches Lesebuch*, erster Theil (Basel 1873) 281–286; *Sprachdenkmäler*, ed. Steinmeyer 85–88; *Althochdeutsches Lesebuch*, ed. Wilhelm Braune/Ernst A. Ebbinghaus (Tübingen 1979) 136–138. Zu Wackernagel siehe Hoffmann, *Leben* 115f. und 143. Der Verf. bereitet eine neue Edition mit deutscher und französischer Übersetzung vor (s. Anm. 41).

Was kann also die Mediävistik zu dieser medienarchäologischen<sup>55</sup> Fragestellung beitragen? Sie kann auf der Basis der eigenen Erkenntnisse über Mittelalter feststellen, welche Daten den Weg ins kulturelle Gedächtnis finden und wie sie gespeichert werden, das heißt unter welchem Stichwort sie abgelegt werden. Sie kann weiterhin versuchen, daraus Folgerungen für das Selbstverständnis oder die Identität einer Gesellschaft zu ziehen. Ich will also resümieren, was sich an meinen zwei Beispielen zur Auswahl und Chiffrierung von Information aus dem Frühmittelalter beobachten lässt. Es sei mir gestattet, meine Beobachtungen thesenhaft vorzutragen. Dabei kann es sich um nicht mehr als Protokollnotizen am Ende eines Experiments handeln, die durch weitere Untersuchungen zu stützen sind.

## 1. DER ROMANTISCHE EDITOR ALS JÄGER UND SAMMLER.

Seine Suche nach und der Umgang mit Texten ist im Gegensatz zu den Humanisten nicht ohne Abenteuerlust. Dies rechtfertigt den Begriff des Pioniertums, den Zeitgenossen wie Hoffmann von Fallersleben wohl auch für sich in Anspruch nahmen. Man kann fragen, ob sie wirklich unterwegs waren, durch Wälder und Auen streifen, um all die Lieder, Märchen, Sagen und Sprichworte zu sammeln, von denen in den überlieferten Briefwechseln die Rede ist. Das Selbstverständnis jedenfalls ist da. Noch bei Theodor Storm († 1888) finden wir dieses romantische Ideal des Sammelns von authentischem Material, ein grundsätzliches Bemühen um Archivierung, das bei Aby Warburg wie auch im aktuellen Bemühen der UNESCO um Dokumentation von Weltdokumentenerbe wiederbegegnet.<sup>56</sup> „Er hatte seit Jahren, wo er deren habhaft werden konnte, die im Volke lebenden Reime und Lieder gesammelt und ging nun daran, seinen Schatz zu ordnen und womöglich mit neuen Aufzeichnungen aus der Umgegend zu vermehren.“<sup>57</sup> Das dürfte auch bei Hoffmann deutlich geworden sein, den ich als ‚Dichter und Sammler‘ apostrophiert habe.

Ich möchte dabei den Akzent gerade nicht auf das gezielte Zusammensuchen von Zeugen der Vergangenheit legen. Das erkennen wir zu allen Zeiten. Flacius etwa hat, wie Ernst Hellgardt glaubhaft machen konnte,<sup>58</sup> lange nach einer Otfrid-Überlieferung gesucht, bevor er die Freisinger Handschrift fand und Teile veröffentlichte. Er muss vorher einen heute möglicherweise verschollenen Textzeugen gekannt haben, da sein Abdruck der oben zitierten Liutbertswidmung nicht aus der Otfridhandschrift P stammt.<sup>59</sup> Mir geht es um die Motivation, die in der Romantik womöglich stärker auf der Archivierung unzusammenhängender Schätze der Vergangenheit lag, als auf deren geistvollem Zusammenfügen zu einem stimmigen Bild von Vergangenheit.<sup>60</sup>

## 2. „TREUE UND ... RICHTIGKEIT DER ABSCHRIFT“.<sup>61</sup>

Das Projekt der Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde ist rückblickend eine „deutsche Gedächtnisagentur“ ohne Beispiel, die bis heute in ihrem globalen Anspruch, der sich in der international gültigen Chiffre MGH artikuliert, auch einzigartig geblieben ist.<sup>62</sup> Der Wunsch nach zuverlässigen Textausgaben ist aber repräsentativ für die Zeit und philologisches Interesse trifft sich darin mit dem historischen: Die Denkmäler der Vergangenheit sind „Gegenstand des Trostes und Aufrichtung“, formuliert Jacob Grimm in

<sup>55</sup> Wolfgang Ernst verwendet den Begriff der Medienarchäologie in Anlehnung an Michel Foucault, *L'archéologie du savoir* (Paris 1969). Foucault ruft auf zu einer Abwendung von Geschichtsbetrachtung und -konstruktion als einer sich abspulenden Textur; Ernst versucht den Schritt zur Umsetzung und rückt die Frage nach den historischen Speicherprozessen von Information ins Zentrum. Ernst, *Geschichte*; ders., *Medium Foucault*. Weimarer Vorlesungen über Archive, Archäologie, Monumente und Medien (Weimar 2000).

<sup>56</sup> *Memory of the World*: [www.unesco.org/webworld/mow](http://www.unesco.org/webworld/mow) (zuletzt am 1. 7. 2005).

<sup>57</sup> Theodor Storm, *Immensee* (Werke, München 1954) 22.

<sup>58</sup> Hellgardt, Flacius 278f.

<sup>59</sup> Ernst Dümmmler in: Ernst Dümmmler/Edward Schröder, *Zum ersten Bekanntwerden Otfrids*, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 44 (1900) 316–319. Zur Liutbertswidmung Anm. 24.

<sup>60</sup> Vgl. Hoffmanns erste Funde in Bonn: Zitat oben S. 148.

<sup>61</sup> Diutiska. *Denkmäler deutscher Sprache und Literatur*, aus alten Handschriften zum ersten Male herausgegeben, theils nachgewiesen und beschrieben. Den Freunden deutscher Vorzeit gewidmet 1 (ed. Eberhard Gottlieb Graff, Stuttgart/Tübingen 1826) VI.

<sup>62</sup> Zum Begriff Gedächtnisagentur Ernst, *Geschichte* 1061. Zu den MGH Schmitz, *Entstehungsgeschichte* 503–522; vgl. auch die Beiträge von Dietrich Hakelberg zum Germanischen Nationalmuseum und Friedrich-Wilhelm von Hase zum Römisch-Germanischen Zentralmuseum im gleichen Band.

der Zueignung seiner Deutschen Grammatik an seinen Lehrer Friedrich Carl von Savigny, „wir sollen uns der Herstellung und Sicherung ihrer ursprünglichen Gestalt befeißigen“. <sup>63</sup> Das gemeinsame vaterländische Ziel war, die Texte einem recht breiten Publikum zugänglich zu machen, und zwar in sorgfältigen Editionen wie auch in Übersetzungen. <sup>64</sup>

Das war ein neuer Elan und eine neue Wissenschaftlichkeit, die mit den Namen Grimm, Lachmann oder auch Pertz verbunden ist. Die editorische Tradition übersprang den Großteil des 18. Jahrhunderts: „Die Linie von Eckharts Textausgaben führt ohne eine Zwischenstation direkt in das Zeitalter der Romantik.“ <sup>65</sup> Dabei darf nicht übersehen werden, dass dieses textkritische Bedürfnis vorher so nicht existierte. Schilter, Eckhardt und ihren Zeitgenossen ging es darum, die Texte mittels Buchdruck überhaupt verfügbar zu machen. Sie bemühten sich auch um korrekte Abschriften, die dann kursierten, aber Hoffmanns Kritik etwa an den Otfrid-Ausgaben von Flacius und Schilter, deren „Verfahrensart ... nie die geringste Entschuldigung finden kann“ <sup>66</sup>, wäre für sie nicht nachvollziehbar gewesen. Zugleich lässt sich beobachten, wie hier schon die zwei Grundrichtungen der wissenschaftlichen Textwiedergabe angelegt sind, nämlich der diplomatische Abdruck bei Hoffmann gegen die sprachliche Normalisierung bei Graff und Lachmann. Das unterschiedliche Vorgehen scheint jedoch nicht wahrgenommen worden zu sein. Hoffmann glaubt sich einig mit Lachmann im Bemühen um exakte Textabdrucke. <sup>67</sup> In Anlehnung an Georges Duby können wir darin das Bild einer „schönen Wissenschaft“ vor dem Umkippen zum Szientismus des späteren 19. Jahrhunderts sehen. <sup>68</sup>

### 3. HOFFMANN VON FALLERSLEBEN: EIN AUSNAHMEFALL?

August Heinrich Hoffmann ist fast zum Symbol einer Epoche geworden, und dies schon zu Lebzeiten. In den Jahrzehnten nach seiner Entlassung aus der Universität wurde er als Liederdichter gefeiert und hat sich wohl auch selbst zum politisch Verfolgten stilisiert, der mitunter vor der „Geheimpolizey“ fliehen musste: <sup>69</sup> ein weiterer Schritt in den Fußstapfen seines Vorbilds Jacob Grimm, der ja 1837 vom Hannoverschen König als einer der „Göttinger 7“ entlassen worden war. Einiges spricht dafür, dass ihm seine Professur nicht nur infolge der Veröffentlichung der „Unpolitischen Lieder“ verloren ging, sondern dass die „Bibliothekshändel“ und politischen Intrigen in Breslau, von denen er berichtet, viel mit persönlichen Konflikten, Eitel- und Nachlässigkeiten im akademischen Leben zu tun hatten <sup>70</sup> – dies gehört bei schillernden Gestalten dazu und Hoffmann konnte dem nicht widerstehen. Ein anschauliches Bild seiner nicht ganz unschuldigen Freude an polemischer Auseinandersetzung mit gelehrten und dichtenden Kollegen geben die „Altdeutschen Kuckkastenbilder“ <sup>71</sup>, wobei Zeitgenossen ähnlich scharf formulierten: Heinrich Heine belustigte sich über den „nur Jakob-Grimmisch und Zeunisch“ sprechenden Maßmann, über Hoffmann und viele andere, hat aber die pointiertesten Äußerungen nicht in seine populären Gedichtsammlungen aufgenommen. <sup>72</sup> Zeitgenossen und Nachgeborene haben Hoffmann „eilige Philologie“ vorgeworfen; die Forschung sieht heute, dass seine Editionen besser sind als ihr Ruf. <sup>73</sup>

Mir geht es um den exemplarischen Charakter der Figur Hoffmann von Fallersleben. Bei aller Selbststilisierung entspricht er dem romantischen Ideal der Verbindung von Poesie und Wirklichkeit; er hat sein Leben romantisiert und die Poesie ins Leben geholt. Sein dichterisches Werk spiegelt die Geschichte des 19. Jahrhunderts zwischen den napoleonischen Kriegen und der Gründung des deutschen Kaiserreichs, indem es zuverlässig auf die historischen Entwicklungen antwortet.

<sup>63</sup> Grimm, Grammatik 1819, ed. Schmitt [V].

<sup>64</sup> Graff, Diutiska, VI f.; Grimm, Grammatik 1819, ed. Schmitt XII; Karl Simrock an Wilhelm Grimm, 1844 Juli 29, an Auguste Grimm, Weihnachten 1852, in: Grimms, ed. Ottendorff-Simrock 37, 77f.

<sup>65</sup> Hermann Leskien, Johann Georg von Eckhardt (1674–1730). Das Werk eines Vorläufers der Germanistik (Würzburg 1965) 200.

<sup>66</sup> Hoffmann, Fundgruben 1, 45; vgl. *ibid.* 40f.

<sup>67</sup> Behr, Philologie 178.

<sup>68</sup> Duby/Lardreau, Geschichte und Geschichtswissenschaft 90.

<sup>69</sup> Zur polizeilichen Verfolgung: Hoffmann, Leben 233 und 306.

<sup>70</sup> Hoffmann, Leben 100–107, 112–115, 129, 157–159, 186, 196f; zur Entlassung 201–205, 228.

<sup>71</sup> Alle 20 Strophen jetzt vollständig abgedruckt und reich kommentiert bei Stephan Müller, „Altdeutsche Kuckkastenbilder“, in: *helle döne schöne*, ed. Horst Brunner/Claudia Händl/Ernst Hellgardt et al. (GAG 668, Göttingen 1999) 231–257.

<sup>72</sup> Heinrich Heine, Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke 2: Neue Gedichte (ed. Manfred Windfuhr, Hamburg 1983) 144 [Maßmann], 186 [Hoffmann].

<sup>73</sup> Behr, Philologie.

#### 4. UHLAND STATT LESSING.

„Die permanente Selbstreflexion des Fachs Altgermanistik“, um es mit einer Fachvertreterin zu sagen,<sup>74</sup> „der immer wieder neu zu vollziehende[n] Akt der Vergewisserung und der kritischen Prüfung des eigenen Standortes“ zeige, dass die deutsche Literaturwissenschaft in ihren Vorstellungen vom Mittelalter lange Zeit von der Romantik geprägt war. Das ist nicht so verwunderlich, da das Fach in dieser Zeit sich konstituiert hat. Was bedeutet das für die Frage nach der Aneignung des Mittelalters? Dass die Beschäftigung mit der volkssprachigen Überlieferung mit Vorstellungen von Ursprünglichkeit, von Freiheit und Nation einherging, die im Gegensatz zur Aufklärung standen. Am eindeutigsten zeigt das die Rezeption der Dichtung Walthers von der Vogelweide. Ein bescheideneres, frühmittelalterliches Beispiel gibt auch die zeittypische, aber lange übernommene Fehldeutung von Otfrid-Passagen als „Hauch eines innigen Gemüts“ oder gar „Heimweh eines Verwaisten in der Fremde“.<sup>75</sup> Dabei gab es, wie die Beispiele des Trithemius, Schilters und Eckharts oder Lessings zeigen, durchaus vorromantische Vergegenwärtigungen des Mittelalters, die weniger idealisierend und sehnsüchtig zurückblickten. Die entstehende deutsche Philologie im Gefolge von Grimm & Co. hat, auch wenn sie vom heftigen Nationalismus der postnapoleonischen Gesellschaft wenig berührt scheint, das Mittelalter untrennbar mit deutscher Identität verbunden. Diese Begeisterung für „deutsche Lieder“ war offenbar nachhaltiger als alles andere und reicht weit ins 20. Jahrhundert hinein.

#### 5. APOLOGIE DER VOLKSSPRACHE.

Die Rechtfertigung der Volkssprache als Forschungsgegenstand und als Sprache von Dichtung und Wissenschaft scheint eine Konstante zu bilden. Otfrid von Weissenburg begründet in einer Doppelstrategie das Recht der Franken, zum Gegenstand hoher Dichtung zu werden und reflektiert – auf Latein – die Probleme, aber auch die Notwendigkeit, dabei die fränkische Sprache zu verwenden: *Níst si so gisúngan . mit régulu bithúngan*.<sup>76</sup>

Das gleiche, vielleicht schon topische Phänomen, die Beschäftigung mit volkssprachigen Texten zu begründen, finden wir später bei Trithemius, Beatus Rhenanus, Gottsched, den Grimms, Graff und Hoffmann von Fallersleben.<sup>77</sup> Uhland und Simrock rechtfertigen, anfangs schüchtern, die neuhochdeutsche Übersetzung der Texte.<sup>78</sup> Seit Jacob Grimm kommt eine weitere Spielart hinzu. Die Erforschung der Geschichte der Volkssprache wird legitimiert:<sup>79</sup> „Will denn immer der wahn nicht schwinden von der rohheit eines volks, dessen sprache uns vollendeter scheinen musz als die seiner nachkommen“.

#### 6. DEUTSCHES ERBE.

Frappierend bleibt die Selbstverständlichkeit der Lektüre frühmittelalterlicher Texte als deutsch. Die Suche nach dem jeweils Ältesten, Ursprünglichsten und damit hoffentlich Authentischsten richtet sich nicht nur auf die Texte, sondern auch auf die Sprache selbst. Die ältesten fassbaren Wörter werden unbedarft als älteste Zeugen der deutschen Sprache gesehen, weil man ihren Weg ja per Lautgesetz zurückverfolgen kann.

Dabei wird ‚germanisch‘ synonym mit ‚deutsch‘ verwendet, ohne freilich eine nationale Kategorie zu definieren. „Deutsch bleibt dann die einzige allgemeine, freilich kein einzelnes Volk bezeichnende Benennung“, wie Jacob Grimm in der Vorrede zur Deutschen Grammatik präzisiert.<sup>80</sup> Uhland, Hoffmann u. a. werden sich darauf beziehen. So notiert Hoffmann, als er sein Studium in Bonn aufnahm, stolz zur „deutschen Philologie“: „Ich begriff darunter das Gotische, Alt-, Mittel-, Neuhochdeutsche mit allen seinen Mundarten, das Altsächsische, Niederdeutsche und Niederländische, das Friesische, Angelsächsische und Englische, und das Skandinavische; ferner die deutsche Literatur- und Kulturgeschichte, alles Volkstümliche in Sitten, Gebräuchen, Sagen

<sup>74</sup> Ursula Liebertz-Grün, Gotthold Ephraim Lessing als Mediävist, in: Euphorion 77 (1983) 326–341, hier 341.

<sup>75</sup> Uhland, Werke 3, 463; Grimm, Grammatik 1819, ed. Schmitt LVII. Otfrid I.18, 25–30 wurde noch lange als Heimweh gelesen.

<sup>76</sup> Otfrid, Ludwigs- und Liutbertswidmung bzw. Kap. I.1; Zitat Otfrid, Evangelienbuch I.1 v. 35.

<sup>77</sup> Pivernetz in Otfrid, ed. Pivernetz 2, 39; Hellgardt, Trithemius 358ff, 371; Liebertz-Grün, Lessing, zu Gottsched 328f. Graff, Diutiska VIII–X.

<sup>78</sup> Uhland in der Vorrede zu seinem Waltherbuch: Werke 4, 33; Karl Simrock an Wilhelm Grimm und dessen Antwortbrief, beide Juli 1830: Grimms, ed. Ottendorff-Simrock 19–21, 22f.

<sup>79</sup> Jacob Grimm, Geschichte der Deutschen Sprache, 2 Bde. (Leipzig 31868) Zitat VIII; vgl. Grimm, Grammatik 1819, ed. Schmitt [IV].

<sup>80</sup> Grimm, Grammatik 1819, ed. Schmitt XXXVIII; ebenso Uhland, Werke 4, ed. Fröschle/Scheffler 139f. Vgl. den Tagungsband Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch“.

und Märchen, sowie endlich Deutschlands Geschichte, Kunst, Altertümer und Recht.<sup>81</sup> Aber sich anbietende Deutungen der Texte im Sinne nationaler Aussagen – was spätere Exegeten deutschen Erbes nicht ausließen – werden nicht vorgenommen: keine Interpretation von Otfrids Ludwigswidmung und des Kapitels I.1 (*Cur scriptor hunc librum theotisce dictauerit*) als Indiz für eine nationalisierende Kulturpolitik Ludwigs ‚des Deutschen‘, keine Auslegung der einschlägigen Passagen des Ludwigslies mit Blick auf ein zentrales Thema der Vormärzzeit, die Verfassung.

Patriotisch ist hier der Gegenstand, die Beschäftigung mit deutscher Vorgeschichte, nicht der Inhalt. Die Verwendung und der Umgang mit dem Begriff ‚deutsch‘ durch die Philologen der Romantik, denn als klassische Philologen waren sie ausgebildet, geschieht also nicht chauvinistisch, sondern im Sinne eines selbstverständlichen, naiven Patriotismus, für den alles sprachlich und räumlich in Bezug zur eigenen Gegenwart Stehende schon immer deutsch war.

## 7. ALTHOCHDEUTSCH.

Jacob Grimm hat in der indogermanischen Forschung, die um 1800 in vollem Gang war, Aufsehen und Ansehen durch seine Beschreibung von „Lautverschiebungen“ hervorgerufen. Auf ihn geht die später differenzierte Terminologie zurück, die die Ausbildung zuerst einer gemeingermanischen, daraus dann einer althochdeutschen Sprachstufe sprachgeschichtlich fassen will. Diese Phänomene werden in willkommener Systematisierung bis heute als 1. oder germanische Lautverschiebung, mitunter auch „Grimmsches Gesetz“, bzw. 2. oder althochdeutsche Lautverschiebung bezeichnet. Der Begriff ‚althochdeutsch‘ erscheint erstmals in Jacob Grimms Deutscher Grammatik von 1819, um dann in den Folgeausgaben definiert zu werden.<sup>82</sup>

Dabei wird ein ausgeprägtes Bemühen um strukturierte Ordnung der Kenntnisse, die bis jetzt über Sprache vorhanden waren, deutlich. Sauber werden Stammbäume aufgestellt um zu beweisen, „daß und wie alle deutsche Sprachstämme innigst verwandt“ seien.<sup>83</sup> In einer großen Systematik wird Althochdeutsch chronologisch vom Mittel- und Neuhochdeutschen unterschieden, räumlich von den niederdeutschen Sprachstufen, die die 2. Lautverschiebung eben nicht mehr mitgemacht haben. Zugleich ist es ein Sammelbegriff für das vom 7. bis 11. Jahrhundert gesprochene Fränkisch, Alemannisch, Bairisch und Thüringisch.

Dass ‚Althochdeutsch‘ als die früheste Form der hochdeutschen Sprache der Gegenwart zu gelten hat, war nicht anders vorstellbar. Jacob Grimm hat einen Kunstbegriff geprägt, den wir in der Überlieferung nicht wiederfinden. Otfrid spricht und dichtet nach eigener Aussage in *frénkisga zungun*, der Ludwigsliehdichter bezeugt ebenfalls ein fränkisches Selbstverständnis, um nur zwei Beispiele zu nennen.<sup>84</sup> Dazu kommt, dass das einende sprachgeschichtliche Phänomen, welches Jacob Grimms terminologische Schublade rechtfertigte, wohl als solches nicht existierte. Man kann heute nicht davon ausgehen, dass eine althochdeutsche Lautverschiebung eine althochdeutsche Sprachgemeinschaft generierte, sondern eher, „daß verschiedene westgermanische Dialekte Konsonantenveränderungen hervorbringen“.<sup>85</sup> Die Verwendung des Etiketts ‚althochdeutsch‘ ist irreführend, da es eine Einheit und kontinuierliche Deutschheit vorspiegelt, die weder für die Zeitgenossen noch nach unserem heutigen Verständnis gegeben war.

## 8. SPRACHGESCHICHTE ALS PERIODISIERUNGSMERKMAL.

Die Periodisierung eines Zeitalters ist ein anachronistisches Modell, aber hilfreich, wie alle rückblickende Systematisierung. Sie ist Konstruktion wie jedes Bild der Vergangenheit und erhebt bestimmte Kriterien über andere. Diese Kriterien können aber niemals übergeordnete Gültigkeit beanspruchen, sondern bleiben immer an einen Raum gebunden.

<sup>81</sup> Hoffmann, *Leben* 75. Die Sprachenfolge entspricht der Reihung in Grimms Deutscher Grammatik. Vgl. auch Klaus Düwel, Zur Benennung der Universitäts-Institute: „Germanistisches Seminar“ oder „Seminar für Deutsche Sprache und Literatur“, in: *Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch“*, ed. Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer et al. (RGA Erg. Bd. 34, Berlin/New York 2004) 649–694.

<sup>82</sup> Grimm, *Grammatik* 1819, ed. Schmitt; ders., *Deutsche Grammatik* 1 (1840) (Werke, ed. Schmitt Abt. 1, 9.2) 5–9. Judith Schwerdt, *Die 2. Lautverschiebung. Wege zu ihrer Erforschung* (Heidelberg 2000).

<sup>83</sup> Grimm, *Grammatik* 1819, ed. Schmitt XXIV: „Hauptzweck“; vgl. Graff, *Diutiska* VIII.

<sup>84</sup> Otfrid I.1, v. 114; Ludwigslied vv. 6, 12, 49.

<sup>85</sup> Schwerdt, *Lautverschiebung* 386.

Wenn man sich darüber verständigen kann, dass das fränkisch-ottonische Reich im 10. Jahrhundert bereits homogen strukturiert sein mag, aber noch kein deutsches sein muss,<sup>86</sup> und folglich im 11. Jahrhundert mit dem Sprachwandel von den sogenannten althochdeutschen Mundarten zum Mittelhochdeutschen tatsächlich zu einem System mit deutschem Selbstverständnis wird, dann kann man vielleicht auch über den Beginn einer deutschen Geschichte Einigkeit erzielen. Diesen Beginn zum Parameter für ein Periodisierungsmodell zu machen, ist nicht so chauvinistisch, wie es das auf den ersten Blick sein muss. Eine Gliederung des Zeitalters zwischen dem Altertum und seiner sogenannten Wiedergeburt kann nicht ernsthaft für das europäische Mittelalter gelten wollen. Die polnische oder italienische Perspektive, erst recht die skandinavische, die mit Begriffen wie frühe und späte Wikingerzeit operiert, war immer auf andere Zäsuren gerichtet. Berücksichtigt man nun noch, dass in Frankreich eine entsprechende Entwicklung verläuft, lässt sich das Kriterium auf das westliche Mitteleuropa anwenden. Im 11. Jahrhundert beginnt mit den nordfranzösischen Chansons de Geste die eigentlich altfranzösische Periode. Was aus der Zeit vorher überliefert ist, von den Straßburger Eiden über die Eulalia und vereinzelte Texte des 10. Jahrhunderts, ist, in Übereinstimmung mit der politischen Geschichte, nicht französischer als das Althochdeutsche deutsch ist.

## 9. DIE ROMANTISCHE GEGENWART DES MITTELALTERS.

Vergleicht man das Selbstverständnis der Zeitgenossen (Brüder Grimm, Hoffmann, Uhland) mit den Erkenntnissen der Sozialgeschichte über das 19. Jahrhundert,<sup>87</sup> stellt sich der Eindruck von Parallelwelten ein. In der Zeit nach den sogenannten Befreiungskriegen, erst recht nach den Karlsbader Beschlüssen, übernahmen Vereine eine wichtige Funktion in der Gesellschaft. Am Anfang standen die teils noch romantisch motivierten Geschichtsvereine – ich nenne die Beispiele Wien und Paderborn –, dazu kamen die Gesangvereine, die im Unterschied zu Turnvereinen und Burschenschaften nicht verboten wurden und daher Ventilfunktion hatten.<sup>88</sup> In diesem Rahmen des sich emanzipierenden Bürgertums, das seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zunehmend politische Ambitionen entwickelte, sind Schlagworte wie Barbarossa und Canossa an der Tagesordnung. Auch die politisch engagierte Literatur zeigt Motive, die vor allem auf das Hochmittelalter verweisen.<sup>89</sup> Neuere Arbeiten haben aber gezeigt, dass hier eine Mittelalterrezeption im Sinne größter Bilder stattfindet, die undifferenziert aus der Geschichte entlehnt werden, sei es, um einen Idealzustand von „Einigkeit und Freiheit“, einen Idealkaiser oder päpstliche Machtvollkommenheit zu vergegenwärtigen, sei es, um antikatholizistische Vorstellungen von Inquisition und Weltverschwörung zu illustrieren.<sup>90</sup> Eine inhaltliche Aneignung des Mittelalters auf breiter Ebene ist nicht erkennbar.

Dagegen müssen Arbeit, Selbstverständnis, sogar politische Äußerungen und Dichtung der jungen deutschen Philologen als Spezialdiskurse betrachtet werden. In dieser Perspektive sind die akademischen Eliten nicht repräsentativ für die bürgerliche Gesellschaft. „Der singende ‚Deutsche Mann‘“ denkt eben, wenn es ums Höchste geht, nicht an das Lied der Deutschen, sondern an Ernst Moritz Arndts „Des Deutschen Vaterland“<sup>91</sup>: „Das ganze Deutschland soll es sein.“

<sup>86</sup> Schneidmüller, Reich – Volk – Nation; vgl. Anm. 3. Zur Periodisierung vgl. Marc Bloch, *Apologie pour l'histoire ou Métier d'historien* (Paris 2002) Kap. IV.1, 125f. und IV.4, 150.

<sup>87</sup> Anm. 5, insbes. Klenke, Mann 49–96, 202–209.

<sup>88</sup> „Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens“, Abt. Paderborn 1824, Abt. Münster 1825; „Alterthums-Verein zu Wien“ 1853; Gesangverein „Deutsche Einheit“ 1874 in Mannheim. Vgl. Hermann Heimpel, *Geschichtsvereine einst und jetzt* (Göttingen 1963). – Zur doppelten Tradition der bürgerlichen Eliten aus Aufklärung und Romantik siehe Klenke, Mann 21–41; ders., *Die Paderborner „Harmonie-Gesellschaft“ im 19. und frühen 20. Jahrhundert – Lokale Elitenintegration im Spannungsfeld von liberalkonservativer Konsensbildung und konfessionellen Absonderungstendenzen*, in: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität-GH Paderborn* 17 (2004) 5–82.

<sup>89</sup> Als prominentes Beispiel sei die Auseinandersetzung Heinrich Heines mit „Kaiser Rotbart“ und seinem Mythos genannt: *Deutschland. Ein Wintermärchen*, c. XIV–XVII (ed. Manfred Windfuhr, Werke 4, 1985) 119–130; zu Canossa auch „Die Eule studierte Pandekten“: Werke 2, 187. Vgl. Brunner, Hoffmann und Walther.

<sup>90</sup> Matthias Klug, *Rückwendung zum Mittelalter? Geschichtsbilder und historische Argumentation im politischen Katholizismus des Vormärz* (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte: Reihe B, Forschungen 69, Paderborn et al. 1995).

<sup>91</sup> Ernst Moritz Arndts ausgewählte Werke in sechzehn Bänden, 3: *Gedichte* (ed. Heinrich Meisner/Robert Geerds, Leipzig 1908) Zweiter Teil 25f. Das 1813 entstandene Lied galt bis zur Reichsgründung als heimliche deutsche Nationalhymne: Klenke, Mann 66f.